

Mit der „Fackel voraus“, oder die „Schleppe hinterher“?

Zur Rolle der Kirchenmusik in den aktuellen pastoralen Veränderungsprozessen

von Meinrad Walter, Freiburg

Der Mainzer Diözesankirchenmusikdirektor Thomas Drescher hatte im Vorfeld seiner Verabschiedung am 19. Dezember 2018 den Freiburger Theologen und Musikwissenschaftler Prof. Dr. Meinrad Walter um ein kurzes Impulsreferat bei der Feierstunde im Erbacher Hof gebeten. Um den heutigen Stellenwert der Kirchenmusik sollte es gehen. Ein Arbeitstitel hieß „Kirchenmusik als wichtiges Element der Pastoral“. Ein weites Feld! Schließlich kristallisierte sich der Aspekt der kirchlichen Veränderungsprozesse heraus, die in jedem (Erz-)Bistum derzeit im Gange sind und bei denen auch zu bedenken ist, welche Rolle die Kirchenmusik hier spielt.

Veränderung als kirchlicher „Cantus firmus“

Das Wort „*Veränderung*“ ist derzeit oft zu hören in der katholischen Kirche. Ja, es klingt wie ein Cantus firmus in verschiedenen Tonarten: bisweilen strategisch und organisatorisch, wenn es um die Anzahl von Priestern und Hauptamtlichen, von Katholiken und Gemeinden geht; aber auch theologisch mit Aspekten wie Dialog und Partizipation. Immer wieder klingen durchaus gegensätzliche Aspekte an: Abschied von Gewohntem und Aufbruch zu Neuem, die eigenen Ressourcen und Beratung von außen, territoriale und personale Strukturen, Profis und Priester, Engagierte und Experten, Steuerung „von oben“ und Akzeptanz „von unten“, pragmatisches Reagieren auf die „neuesten Zahlen“ oder theologisch durchdachtes Agieren. Vieles erscheint wie gebündelt in der pastoralen Problematik, die ich eingangs mit Worten von Bischof Dr. Kohlgraf zitieren darf: „Bekommen die Menschen von uns, was sie brauchen; brauchen sie, was wir ihnen anbieten? – dies müssen wir uns in Zukunft immer wieder fragen und unsere Angebote entsprechend selbstkritisch auf den Prüfstand stellen“ – so der Mainzer Bischof im Hirtenwort zur Adventszeit 2018. Es geht hier um den „Pastoralen Weg im Bistum Mainz“, der die biblische Aufforderung „*Teilen lernen*“ zur geistlichen Grundlage hat. Und ganz in diesem Sinne darf ich heute ein paar Gedanken mit Ihnen teilen: zur Rolle der Kirchenmusik im Kontext heutiger pastoraler Wege, denen gemeinsam ist, dass sie Neues wagen und wagen müssen, also – biblisch-bildlich gesprochen – „Neuland unter den Pflug nehmen“ (Hosea 10,12), wie es beim Propheten Hosea heißt.

Für alle Veränderungsprozesse trifft zu, dass organisatorische *Strukturen* und persönliche *Mentalitäten* wohl nur gemeinsam veränderbar sind. Zudem geht es nicht um die Veränderung bestimmter „Segmente“, was andere Bereiche unberührt lassen könnte, etwa im Sinne von: In der Pastoral ändert sich gerade viel, aber der „Aktivposten“ Kirchenmusik mag so bleiben, wie er war und ist. Das ginge nur, wenn wir Kirchenmusik als eine nachrangige „Zutat“ missverstehen, die auch noch, das Ganze verschönernd, hinzu kommt. Verstehen wir Kirchenmusik als die *klangvolle Seite der Kirche* – im Gottesdienst, beim Aufbau von Gemeinden, als musikalisches Glaubenszeugnis und kulturelle Diakonie, um nur wenige Stichworte anklingen zu lassen –, dann ist ihr Ort hingegen mitten in der Kirche, die aktuell eben von Veränderungsprozessen geprägt ist.

Wie aber können wir die Rolle der Kirchenmusik hier beschreiben? Ein anschauliches Denkmodell leihen wir uns kurz vom berühmten Philosophen *Immanuel Kant*. Die Überlegung, ob und wie die Philosophie der Theologie zu dienen habe, ergänzt er in seiner Schrift „Der Streit der Fakultäten“ mit der Frage, „ob diese (die Philosophie) ihrer gnädigen Frau (gemeint ist die Theologie) die Fackel vorträgt oder die Schleppe nachträgt“. Auf unser Thema übertragen: Kann die Musik der Kirche „die Fackel voraustragen“, mit Impulsen und Inspirationen? Oder muss sie ihr mühsam „die Schleppe hinterhertragen“, weil sie vielleicht mit der forcierten Entwicklung kaum Schritt halten kann, oder – schlimmer noch – sie den „Kairos“ sinnvoller Veränderungen verschläft, fast wie die törichten Jungfrauen in Jesu Gleichnis Matthäus 25? Gewiss ahnen Sie bereits, dass ich für die erste Variante plädiere: Kirchenmusik im konstruktiven pastoral-musikalischen Miteinander, wobei das Tragen der „Fackel“ auch gerne noch mit einer kleinen *Fanfare* zu begleiten ist, die Aufmerksamkeit erregt.

Typische kirchenmusikalische Spannungen

Dass Kirchenmusik sich auf spannungsreichem Terrain bewegt, das ist keineswegs neu. Wir kennen das ja generell aus der Musik: Die Saite eines Instruments klingt nur, wenn sie gespannt ist. Ohne Spannung gibt sie keinen brauchbaren Ton von sich, überspannt jedoch reißt sie. Die wichtigste Grundspannung steckt ja bereits im Wort „Kirchen-Musik“. Und wenn wir in deren Geschichte blicken, dann lässt sich die gesamte kirchenmusikalische Entwicklung als ein Spielfeld mit Spannungen beschreiben. Eine typisch historische Spannung ist etwa die von *vokal und instrumental*; wenn man den biblischen Imperativ „Singt und spielt“ etwa der Psalmen sich zu Herzen nimmt, dann waren manche Kontroversen hierzu vielleicht unnötig. Auch die Spannung von *traditionell und innovativ* ist mit zahlreichen

Diskursen tief eingeschrieben in die Geschichte der Kirchenmusik; aber muss man ängstlich sein im Blick auf Neuerungen, wenn die größte musikalisch-himmliche Verheißung die des „Neuen Liedes“ ist?

Einige weitere Spannungen seien nur kurz genannt: die Bereiche Komposition und Improvisation sind immer neu auszubalancieren, ähnlich der nur scheinbare Gegensatz von konfessioneller Verankerung und ökumenischer Weite – durchaus gut gestaltet im vor fünf Jahren erschienenen Gebet- und Gesangbuch Gotteslob (2013). Und nicht zuletzt stehen alle, die kirchenmusikalisch tätig sind, in zahlreichen Spannungsfeldern, die viel eher zu gestalten als zu lösen sind. Denken wir nur an Gottesdienst und Konzert, und – besonders wichtig und zukunftsweisend – das Spannungsfeld zwischen *Quantität und Qualität*. Mir scheint, dass das Nachdenken über Qualität, etwa in der Liturgie – und damit auch die Einrichtung kommunikativer Möglichkeiten, darüber konstruktiv zu reden – zu den wichtigen kirchlichen Zukunftsaufgaben gehört. Und wer dieses Thema „Qualität des gottesdienstlichen Feierns“ in den Blick nimmt, darf den Aspekt der Kirchenmusik nicht ausblenden.

Damit sind wir beim Hauptthema. Zahlreiche *Diskussionen* gibt es zu den pastoralen Veränderungsstrategien. Allerdings spielt Kirchenmusik dabei keine allzu große Rolle. In den Beiträgen der Zeitschrift „Herder-Korrespondenz“ etwa, die in einem Dossier unter der Überschrift „Umbauarbeiten in der Pastoral deutscher Diözesen“ gesammelt sind, kommt das Stichwort Kirchenmusik nur ganz am Rande vor. Warum muss sich das ändern? Weil im Selbstverständnis der Kirche auch die Musik im Zentrum steht. Glaube ist da, wo er gelebt wird, wo er bezeugt wird, wo er das diakonische Handeln mit der Option für die Armen inspiriert und prägt, und wo er – mit Wort, mit Klang und auch mit erfüllter Stille – gefeiert wird. Kein Bereich lässt sich gegen den anderen ausspielen. Versuchen wir deshalb, das *pastoral-musikalische Spannungsfeld* ein wenig auszuleuchten. Die vier „Ecken“, in die wir dabei blicken wollen, heißen:

- die „pastorale Partitur“ und ihre verschiedenen Stimmen, mitsamt der Leitungsfrage;
- die Richtungen, in die Kirche(nmusik) klingen soll: nach innen wie nach außen;
- ihre wichtigen Orte: damit Leuchttürme und Basisarbeit sich ergänzen;
- und letztlich der neu zu bedenkende Zusammenklang von Kirchenmusik und Pastoral.

Die „pastorale Partitur“ und ihre Stimmen

Damit ist das Ausbalancieren der Kräfte gemeint. Jede Stimme soll sich entfalten, aber nicht auf Kosten der anderen! Was ich im „Pastoralen Weg“ des Bistums Mainz stichwortartig als eine Art Wegweiser lese, könnte doch auch auf der ersten Seite jeder musikalischen Partitur

stehen: „Eine neue Kultur des Miteinanders. Kein Konkurrenzdenken.“ Worauf sich, nun wieder im pastoralen Kontext, die meisten rasch einigen können, ist der Grundsatz: Es braucht ein erneuertes Miteinander der vorhandenen Kräfte in allen Bereichen. Dazu gehört es, Charismen zu wecken, sie zu pflegen und sie vor Unter- wie Überforderung zu schützen. Die Etappen könnten sein: ehrliche Bestandsaufnahme mit den Plus- und Minusfaktoren, kreative Zukunftsvisionen und nächste Handlungsschritte. Das ist bekanntlich nicht einfach bei komplexen Phänomenen.

Den Fahrplan hierfür nennen wir versuchsweise die „pastorale Partitur“. Sie hat viele Rollen, die in der Musik „Stimmen“ heißen. Aber fehlt nicht vielleicht hier etwas? Oft werden die pastoralen Rollen recht schematisch eingeteilt in „*hauptamtlich*“ und „*ehrenamtlich*“. Vor allem wenn Hauptamtliche fehlen, singt man das Hohelied des ehrenamtlichen Engagements. Das ist nicht falsch. Der Blick in die „kirchenmusikalische Partitur“ zeigt jedoch, dass der Hauptteil der Arbeit *nebenberuflich* geleistet wird. Dazu gibt es die Kirchenmusikalische C-Ausbildung als zwei- bis dreijährige Ausbildung, in der die Auszubildenden nicht nur vieles lernen, sondern in diese Welt kirchlich und musikalisch sowie fachlich und spirituell hineinwachsen.

Mein Frage heißt nun: Brauchen wir vielleicht auch so etwas wie eine „*Pastorale C-Ausbildung*“? Fraglos sind zunächst einmal Taufe und Firmung der „sakramentale Grundton“ des kirchlichen Engagements. Aber sind nicht weitere Aspekte im Sinne einer „Stärkung der Charismen“ auch wichtig: fachliche Schulung und Begleitung, regelmäßige Fortbildungsangebote und kollegialer Austausch, Reflexion und Wertschätzung. Vieles davon gibt es längst. Aber vielleicht wäre eine „Pastorale C-Ausbildung“ eine Art Dach über solchen Angeboten. Themen dafür gibt es viele: von der Erstkommunion- und Firmkatechese über die Jugendarbeit bis zu den liturgischen Diensten der Lektoren und aller, die für Wortgottesfeiern oder Totengebet in der Gemeinde Verantwortung übernehmen. Vor allem hätte sie auch eine Brückenfunktion zwischen dem haupt- und dem ehrenamtlichen Bereich. Zu denken gibt mir, dass etwa drei Viertel der Studierenden, die ich im Rahmen ihrer berufsqualifizierenden Ausbildung am Institut für Kirchenmusik der Musikhochschule Freiburg unterrichte, in jungen Jahren die C-Ausbildung absolviert haben. Diese Ausbildung – mitsamt dem musikalischen, menschlichen und christlichen Zeugnis der Lehrenden – wirkt als Quelle der Inspiration für das Berufsziel Kirchenmusiker/in. Bräuchten wir nicht für das Berufsziel „Pastorale/r Mitarbeiter/in“ mehr Quellen der Inspiration?

Ein kleines *Gedankenexperiment* noch zur viel diskutierten pastoralen Leitungsfrage: Wenn wir in ein Opernhaus blicken, dann gilt dort als Leitungsmodell in aller Regel eine Art von

„Doppelspitze“ mit Musikdirektor und Intendant. Das führte – geschichtlich gesehen – zu heftigen Konflikten, aber auch zu viel Segensreichem! Ein positives Beispiel ist etwa die Zusammenarbeit in Paris zwischen dem Intendanten Max Liebermann und dem Komponisten Olivier Messiaen. Ein spektakuläres Ergebnis ging in die Musikgeschichte ein, nämlich Messiaens grandiose Oper über Franz von Assisi aus dem Jahr 1983. Diese „Doppelspitze“ mit Messiaen und Liebermann hat um das Projekt gerungen und gemeinsam gewonnen. Die Frage beantworten müssen andere, aber ich will sie zumindest stellen: Wäre die Leitung von Kirchengemeinden im musikalischen Modell von Intendant (Chef der Verwaltung) und Musikdirektor (geistliche Leitung) nicht zumindest denkbar?

Wie die Kirche(nmusik) klingt: nach innen wie nach außen

In pastoraltheologischen Diskursen scheint mir das ein wichtiger Punkt zu sein, ja eine berechnete und kritische Frage zum *Erscheinungsbild der Kirche* derzeit: Ist sie allzu sehr einer „Innenperspektive“ verhaftet und vernachlässigt sie dabei ihren missionarischen Auftrag? Der Kirchenmusik wiederum ist dieses Thema nicht fremd, denn sie kennt seit jeher beides: das Wirken nach innen mit dem Grundauftrag des liturgisch-musikalischen Feierns, denn das ist und bleibt sozusagen das „Kerngeschäft“ – und zugleich die missionarische Perspektive nach außen, etwa bei Kirchenkonzerten. Bei genauerem Hinsehen erweist sich das auch gar nicht als Gegensatz, viel eher sind es die beiden Seiten ein und derselben Medaille.

Von Karl Lehmann, dem Professor – so habe ich ihn in seinen Freiburger Vorlesungen und Seminaren kennen gelernt –, Bischof und Kardinal stammt die Bemerkung, die Musik sei „wohltuend missionarisch“ und sogar „sanft missionarisch“. Ein schönes Wort! Und ein Beispiel dazu: Vor wenigen Wochen etwa war ich in einem etwa einstündigen szenisch aufgeführten Kinderkonzert mit einigen Stücken aus Johann Sebastian Bachs berühmtem Weihnachtsoratorium. Die drei Aufführungen erreichten etwa tausend Kinder. Was aber war dabei Musikvermittlung und was war Glaubensvermittlung? Das ist schwer zu sagen! Gewiss scheint mir: Es war ein gutes, ein kirchlich gefördertes Projekt von hoher Qualität, weil musikalische Profis das geleitet haben. Zugleich war hier ein Dialog spürbar zwischen Kirche und Kultur. Niemand sprach von „Mission“. Und doch war die Musik „sanft missionarisch“, denn im Mittelpunkt stand der weihnachtliche Glaube, inszeniert mit choreografischen und musikalischen Mitteln, so dass Kinder einen Zugang dazu finden können. Müssten nicht viele kirchliche Aktivitäten daraufhin geprüft werden, ob es wirklich um den Glauben geht?

Etliches wäre dann in diesem Sinne zu intensivieren oder zu modifizieren, auf manches könnten wir womöglich verzichten.

Kirchenmusik kennt also die Innen- wie die Außenperspektive. Wer als Kirchenmusikerin oder Kirchenmusiker die Werke der Kirchenmusik und der geistlichen Musik aufführt, der konkurriert mit anderen *Anbietern* solcher Werke – so wie die Kirche mit anderen *Sinnagenturen* in einem Wettbewerb steht. Letztlich zählt dabei immer die Qualität. Niemand kann sich mehr auf irgend ein Monopol berufen im Sinne von: Dafür waren wir doch immer schon zuständig. Und all das geschieht in einer vordergründig säkularisierten Welt, die aber eben keineswegs religionslos ist. „Religiös Unmusikalische“ werden über die Musik zunächst einmal musikalischer, vielleicht aber ja sogar religiös musikalischer.

Wichtige Orte: wie Leuchttürme und Basisarbeit sich ergänzen

Kirchenmusik braucht beides. Zunächst die *Basisarbeit* unter den jeweiligen Bedingungen, die nicht immer rosig sind. In „meiner“ wirklich schönen Barockkirche im Schwarzwald beginne ich Führungen – mit und ohne Musik – gelegentlich mit dem Hinweis auf die „Häuser“, die den Dorfkern prägen: Schulhaus und Rathaus, Wirtshaus und Bankhaus gibt es leider kaum noch in dieser Funktion, wenngleich die Gebäude noch vorhanden sind – und sehr schade wäre es, wenn Gotteshaus und Pfarrhaus als nächstes aufgegeben würden. Wenn das nicht mehr die Mitte wäre und ein Stück Heimat. Gab es denn nicht erheblich schwierigere Zeiten, in denen genug Engagement vorhanden war, all das aufrecht zu erhalten? Hier stellen sich viele Fragen, die noch ungelöst sind: Was bedeutet es eigentlich, wenn in so vielen Kirchen die gesamte Feier etwa der Heiligen Woche mit dem „Triduum sacrum“ gar nicht mehr möglich ist? Kann man einfach ein Element daraus isolieren im Sinne von „Dieses Jahr aus Gründen der Kapazität Karfreitag ohne Osternacht, kommendes Jahr dann umgekehrt“? Aber warum nicht zusätzliche kirchenmusikalische Angebote, die keine „Lückenbüßer“ sein müssen: eine kirchenmusikalische Andacht am Abend des Gründonnerstags oder Karfreitags in der Tradition der Karmetten, ein Weihnachtsliedersingen „zwischen den Jahren“ mit textlichen Impulsen zu einigen Liedern?

Zum anderen brauchen wir die gut ausgestatteten „*Leuchttürme*“ als Zentren mit hauptamtlicher Leitung; auch weil die „Basis“ in der Fläche Orientierungspunkte braucht. Wer soll die Gymnasiasten, die nach zwei oder drei Jahren Klavierunterricht Lust auf das Orgelspielen bekommen, denn unterrichten, wenn es keine solchen Leuchttürme gibt und vor allem Personen, die hier wirken? Da sind wir dann schon wieder bei der Verzahnung der Bereiche Hauptamtlich – Nebenberuflich – Ehrenamtlich.

Diese *Neujustierung* hat unmittelbare Auswirkungen auf das kirchenmusikalische Berufsbild. Wie verhalten sich die Bereiche künstlerisches Tun, organisatorische Leistungen und überregionale Verantwortung zueinander? Wer aufmerksam kirchenmusikalische Stellenanzeigen liest, kann den Eindruck gewinnen, dass eher pastorale Stichworte – von der viel beschworenen Fähigkeit zur Kommunikation bis zur Erwartung „niederschwelliger“ musikalischer Angebote – heute stark betont werden. Das darf aber die künstlerischen Aspekte nicht in den Hintergrund drängen. Auch lässt sich das spezifische Profil einer hauptamtlichen Stelle nicht durch die Kumulation mehrerer bisheriger nebenberuflicher Dienste erzielen. Es geht hier um neue, nur im Kontakt mit den pastoralen Umwälzungen sinnvoll erreichbare Zuordnungen der Bereiche des künstlerisch-liturgischen und künstlerisch-konzertanten Tuns, der pädagogischen Tätigkeit zum Beispiel beim Orgelunterricht, der organisatorisch immer aufwändiger werdenden Belange mitsamt Entlastung durch ein Sekretariat, sowie der Ansprechbarkeit hauptamtlicher Kirchenmusiker*innen für die Fragen der nebenberuflich Tätigen einschließlich deren regelmäßiger Fortbildung. All das sind überaus wichtige Themen, die in ein klares *Gesamtprofil* gebracht werden müssen. Weil wir damit oftmals Neuland betreten, ist die Evaluierung wichtig. Das „alte“ Modell, das vielleicht einmal „Meine Orgel, mein Chor, mein Pfarrer und meine Gemeinde“ hieß, wird es immer weniger geben.

und letztlich der neu zu bedenkende Zusammenklang von Kirchenmusik und Pastoral

Bereits vor über 25 Jahren haben die deutschen Bischöfe eine Zielsetzung formuliert: der Beruf des Kirchenmusikers, und mit ihm die gesamte Kirchenmusik, soll stärker „in die *pastorale Perspektive* rücken“. Das ist klug formuliert, denn dieser Beruf ist ein pastoraler Beruf sui generis. Eine ähnliche Formulierung war bei der Herbstvollversammlung der Bischöfe anlässlich der erneuerten Rahmenordnung für die berufsqualifizierenden Studiengänge der Kirchenmusik zu hören: „Die Bischöfe wünschen sich eine Kirchenmusik, die aus der Mitte kirchlichen Handelns kommt und in diese Mitte hineinwirkt. Wer in der Kirchengemeinde musikalisch aktiv ist, übt einen missionarischen Dienst aus, der sich nicht nur auf den Gottesdienst, sondern auch auf das übrige Leben im Gemeinde-Umfeld erstrecken soll. So ist zum Beispiel das kirchliche Musizieren oft die einzige Verbindung zur wachsenden Gruppe von Kindern und Jugendlichen, die religiös nicht mehr sozialisiert sind. Für das berufsqualifizierende Kirchenmusik-Studium bedeutet dies neben der fundierten

Einübung praktischer Fertigkeit in den Instrumental-, Vokal- und Ensembleleitungsfächern und dem Studium der theoretischen Grundlagen der Kirchenmusik eine ebenso qualifizierte Aneignung theologischen Grundwissens“ (Pressebericht).

Wie ist demnach die Kirchenmusik der Pastoral zugeordnet? Sie ist kein „normaler“ pastoraler Beruf, sondern ein künstlerischer Beruf; aber es ist eben kein „kontextloser“ künstlerischer Beruf, sondern einer in pastoralen und pädagogischen Kontexten. *Dass* es so ist, scheint fraglos. Aber meistens stecken die wichtigen Aspekte weniger im „Dass!“, sondern im „*Wie?*“. Dass Kirchenmusik wichtig ist, bezweifelt kaum jemand. Aber wie ist sie zu gestalten, damit das wirksam und erlebbar wird? Dass sich die pastoralen Strukturen ändern werden, steht außer Frage. Wie aber gelingt das unter klangvoller Einbeziehung der Kirchenmusik?

Einige wenige Perspektiven noch zum Schluss. Damit das „Wie“ gelingt, braucht es eine personelle Ausstattung – auch ein Amt für Kirchenmusik mit einem Diözesankirchenmusikdirektor oder einer Diözesankirchenmusikdirektorin, und mit Regionalkantorinnen und -kantoren – weil die Weichen immer wieder neu gestellt werden müssen und der Fahrplan von Zeit zu Zeit einer Aktualisierung bedarf, was sinnvoll nur im Kontakt mit den pastoralen Entwicklungen geschehen kann. Idealerweise ist also das Verhältnis von Pastoral und Kirchenmusik ein gegenseitiges *Geben und Nehmen*: mit Impulsen und auch mit Kritik.

Was braucht eine zukunftsfähige Kirchenmusik? Sie braucht eine Ausbildung, die künstlerische Fähigkeiten mit kommunikativen Kompetenzen verbindet. Hier sehe ich große Chancen für eine engere Verbindung zwischen pastoralen und kirchenmusikalischen Ausbildungszweigen. Kirchenmusiker sollten stärker darauf vorbereitet werden, dass ihr künstlerisches Tun – das ich gern und mit Überzeugung an erster Stelle nenne – in pastoralen und kulturellen Zusammenhängen verortet ist, auch dass ihr Wirken im „Konzert“ vieler kirchlicher Rollen geschieht, die sie als Mitspieler brauchen. Kirchenmusik ist angewiesen auf junge Menschen, die zwischen künstlerischem und pastoraalem Tun keinen Gegensatz sehen. Auch das lässt sich im Studium thematisieren und vor allem üben, etwa in gemeinsamen Lehrveranstaltungen für Kirchenmusiker*innen und Theolog*innen. Wichtig ist nach wie vor eine gute Justierung der drei Bereiche hauptberuflich, nebenberuflich und ehrenamtlich, damit sie sinnvoll ineinander greifen. Kirchenmusik braucht des Weiteren attraktive Stellen mit durchaus verschiedenem „Zuschnitt“: mit stärker regionaler oder gemeindlicher Verantwortung, mit vokalen und organistischen Anteilen, pädagogisch wie künstlerisch,

gottesdienstlich und konzertant, klassisch und popmusikalisch. Sehr wichtig ist zudem die Einbindung der Stelleninhaber in ein Kollegium.

Kirchenmusik ist in viele Dialoge involviert: künstlerische, „weltliche“ und innerkirchliche. Am wichtigsten dabei ist es immer, dass die *Dialoge* tatsächlich geführt werden! Und neuerdings kommt eben ein Dialog besonders zur Geltung, um den es in diesem Impulsreferat gehen sollte: die „pastoralen Partituren“ der Bistümer, deren Umsetzung durchaus der klanglichen Realisierung einer Partitur vergleichbar ist – und die Frage, welche „Stimme“ denn hier der Kirchenmusik zugedacht wird. Vieles wird davon abhängen, dass hier möglichst alle ihren je eigenen Part spielen, aber doch in der selben Tonart und irgendwie im gleichen Takt.

Den *Musikern* wünsche ich dabei die Offenheit für neue Akzente in ihrer künstlerisch-pastoralen Rolle. Durch innovative Projekte kann die Kirchenmusik der Pastoral „die Fackel voraustragen“, indem sie etwa die pfarreiliche Beheimatung mit überregionaler Attraktivität verbindet oder die traditionelle Vereinsstruktur von Chören zugleich für besondere und zeitlich konzentrierte Projekte nutzt. Den *kirchlich Verantwortlichen* wünsche ich den Weitblick, in solch schwierigen Prozessen auch kirchenmusikalische Fragen und Chancen von Anfang an mit einzubeziehen. Im besten Falle entwickelt sich so ein fruchtbares gegenseitiges Geben und Nehmen. Dabei geht es letztlich weniger darum, eine fix und fertig komponierte „pastorale Partitur“ zum Klingen zu bringen. Wir sind viel eher mitten im Prozess des Komponierens. Ein weiterer Grund also, die gerade hierauf spezialisierten Kirchenmusiker mit einzubeziehen.